



Joachim Fest

Herausgeber Frankfurter Allgemeine Zeitung

„Noch einmal: Abschied von der Geschichte“

Ein Mensch ohne Geschichte ist wie ein Gesicht ohne Augen. (Polybios)

Wenn Bücher ihre Schicksale haben, so haben ihre Titel sie mitunter auch. Im Jahre 1946, inmitten des zertrümmerten, schuldbedrückten und ratlosen Nachkriegsdeutschlands, veröffentlichte Alfred Weber eine Schrift, die zu den bedeutenden Zeugnissen der moralischen Besinnungsliteratur jener Zeit rechnet. Schon während der Endphase des Krieges geschrieben, suchte sie aus der Erfahrung des Hitler-Regimes Folgerungen zu ziehen und die allgemeine Erschütterung für einen Impuls grundsätzlicher Neuorientierung fruchtbar zu machen. Sie trug den Titel „Abschied von der bisherigen Geschichte“, wurde diskutiert, viel berufen – und vergessen.

Bewahrt jedoch und ins Arsenal geschichtskritischer Standardformeln übernommen wurde der Titel des schmalen Bandes, wenn auch mit einer kennzeichnenden Abwandlung. Als Verfasser des „Abschied von der Geschichte“ sieht Alfred Weber sich noch heute gelegentlich in Anspruch genommen.

Offenkundig ignoriert diese Veränderung die These des Buches und erweitert sie ins Prinzipielle. Aber die Frage ist, ob die Verfälschung nicht gerade eine Wahrheit ans Licht gebracht hat; ob nicht Geschichte oder doch die zur Geschichte gerinnende Politik weithin noch immer betrieben wird, als habe es die monströse Erfahrung des Hitler-Reiches, die Alfred Weber als Endphase eines jahrhundertelangen Irrwegs beschrieben hat, nicht gegeben; während das, was man „Abschied von der Geschichte“ nennen kann, zumindest in diesem Land, tatsächlich stattgefunden hat.

Dieser „Abschied“ war zunächst vom Blick auf das Dritte Reich selber inspiriert: mit ihm, dem grauenvoll zu Ende gegangenen, wollte ein verbreitetes Empfinden die ganze eigene Geschichte vergessen. Eine Rolle spielten dabei zunächst gewiss die im Ganzen zwar gut gemeinten, aber grobschlächtig, naiv und auch nicht ganz ohne Spuren von Selbstgerechtigkeit unternommenen geschichtspädagogischen Bemühungen der Siegermächte. Darin sah Deutschland sich als die ewig renitente, im Daueraufstand gegen alle Normen der Gesittung und Humanität verharrende Nation dargestellt. Lange Ahnenreihen, bis zurück zu Luther oder gar Arminius dem Cherusker, wurden konstruiert, um diese These zu erhärten, und bald erschien die Geschichte des Landes vielen als eine einzige Abfolge von Irrtum, Schuld, Aggressivität und moralischer Verweigerung, die im Hitler-Regime nur ihren konsequenten, eigentlich unvermeidlichen Ausdruck gefunden hatte. Für manche Menschen sei die Geschichte „just one damned thing after another“, hat Arnold Toynbee einmal, wenn auch in anderem Zusammenhang, gesagt; den Deutschen jener Jahre schien sie das auf ganz buchstäbliche Weise zu sein. Und so war es nicht eigentlich ein Abschied von der Geschichte, was damals stattfand, sondern ein halb aus Überdruß, halb aus dem Bedürfnis der Selbstverleugnung unternommener Versuch, überhaupt aus der Geschichte auszutreten und gleichsam nur noch, wie Leberecht Hühnchen, den eigenen Garten zu bestellen.

Wie immer bei solchen allgemeinen Stimmungsumschwüngen waren die Symptome überall greifbar, auch im scheinbar Äußerlichen. Die Vergangenheit, ihre Zeugnisse, Traditionen und Maßstäbe wurden vielfach aus keinem anderen Grunde verworfen, als weil sie Vergangenheit waren. Max Rychner hat vor Jahren einmal vom „deutschen Hang zum Wegwerfen und Erbverschleudern“ gesprochen, in dem sich ein „moralüberspanntes und trotzdem geistig verantwortungsloses“ Verhalten offenbare: Das wurde nun zu einer Erfahrung auf nahezu allen Ebenen. Die zweite, in den Nachkriegsjahren vollbrachte Zerstörung der deutschen Städte war dafür ebenso kennzeichnend wie die so genannte „Kahlschlag“-Literatur, deren Vertreter alle Tradi-

Joachim Fest

8. Dezember 1926. Deutscher Journalist, Historiker und Publizist. In Berlin geboren. Noch in den letzten Kriegstagen Soldat. Studium der Fächer Jura, Geschichte, Soziologie, Germanistik und Kunstgeschichte. Beginn der beruflichen Tätigkeit als Redakteur beim Berliner Sender RIAS. 1961 als Chefdramaturg zum NDR nach Hamburg. Hier ab 1963 Chefredakteur Zeitgeschehen. Zeitweilig Leitung der Sendung „Panorama“. Berater des „Spiegel“, Beirat des Propyläen Verlages. Von 1973 bis 1993 als Kulturverantwortlicher einer der Herausgeber der FAZ. Autor zahlreicher, zumeist biographischer Bücher, u. a. „Hitler“ (1973) und „Speer“ (1999).

tion leugneten und literarisch die „Stunde Null“ proklamierten. Auch die nach 1945 vorgenommene Umbenennung von Straßen und Plätzen gehört hierher, die mitunter nicht einmal Erinnerungen schonte, die auch einer kritischen Überprüfung ihres historischen Bezugspunktes hätten standhalten können. In Berlin beispielsweise wurde der Belle-Alliance-Platz nach Franz Mehring, ein Teil des Lützow-Ufers nach einem inzwischen vergessenen Finanzsenator umbenannt. Lauter Abschiede jedenfalls und Traditionsbrüche: verbissen, übereifrig und getrieben vom Bedürfnis nach radikaler Selbstverleugnung.

Die Geschichtswissenschaft, deren Gegenstand naturgemäß im Mittelpunkt des mächtig hervorbrechenden Absageverlangens stand, blieb begrifflicherweise davon nicht ausgenommen. Auf Jahre hin schien sie nahezu verstummt und wie paralysiert durch den verbreiteten „antihistorischen Affekt“, von dem Theodor Schieder gesprochen hat. Was neben der meist ins Allgemeine ausgreifenden Beklemmungsprosa jener Zeit an historischen Arbeiten vor allem zur jüngeren Geschichte erschien, stammte bezeichnenderweise, von wenigen Ausnahmen abgesehen, aus der Feder von Emigranten sowie vor allem von englischen und amerikanischen Historikern.

Inzwischen sind dreißig Jahre vergangen, doch man spricht, ungeachtet einer Fülle von historischen Publikationen, noch immer von einer „Krise der Geschichte“. In der Tat ist diese Krise unleugbar. Nur hat sich ihr Bild charakteristisch verändert. Denn all die Verdrängungsbedürfnisse der Nachkriegsära, die Nullpunktgelüste und Abschiedsneigungen sind lange dahin; desgleichen die Jahre eines dimensionslosen Gegenwartskults, die ihnen folgten, sowie auch der kurze und hektische, im Zeichen überwiegend linker Utopien unternommene Versuch, die Zukunft in Besitz zu nehmen; er ist inzwischen in Enttäuschung und teilweise militante Resignation umgeschlagen. Seit die Zukunft mehr und mehr an suggestiver Kraft eingebüßt hat und ihre Schrecken größer anmuten als ihre Verheißungen, scheint es, als wendeten die Menschen ihr Gesicht wieder nach rückwärts, der Vergangenheit zu. Die nostalgischen Wellen, deren Zeugen wir sind: die vielfältigen Bemühungen, die Reste überkommener Bausubstanz zu erhalten; die Besinnung auf regionale Traditionen, in denen ein Stück geschichtlich legitimierter Identität greifbar wird, sowie schließlich auch die Erfolge historischer Ausstellungen oder popularisierender Geschichtswerke über Germanen, Phönizier, Römer und Staufer – das alles ist vielleicht noch nicht das sich offenbarende Geschichtsbewusstsein selbst; aber sicherlich sind es unübersehbare Hinweise auf die Bereitschaft, es zurückzuerwerben und zumindest den Versuch anzustellen, historische Orientierungspunkte wiederzufinden.

Es sind Versuche einer von der Geschichtswissenschaft im Stich gelassenen Öffentlichkeit. Während die Fachhistoriker noch mit Wolfgang Mommsen von einem Rückgang des „schlicht antiquarischen Geschichtsinteresses“ sprechen und die historische Indolenz der Öffentlichkeit beklagen, hat sich der Umschlag längst vollzogen. Noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik hat es ein derartig breites, ganz elementares Interesse an der Vergangenheit gegeben. Es beschränkt sich nicht nur auf die ältere oder doch länger zurückliegende Geschichte; vielmehr umfasst es auch und gerade das, was wir „Zeitgeschichte“ nennen. Dafür sprechen inzwischen nicht mehr nur die Erfolge populär vereinfachender, den Eklatcharakter jener Jahre in Rechnung stellender Arbeiten, sondern auch die Auflagen historisch anspruchsvoller Darstellungen. Desgleichen kann man auf die sprunghaft gewachsene, vielfach engagiert sich meldende Anteilnahme an Fernsehserien, Filmen oder Diskussionsveranstaltungen zur jüngeren Vergangenheit verweisen. Das eine wie das andere aber macht auf ein offenbar schon geraume Zeit empfundenes Defizit aufmerksam: das Unvermögen der Historiker über mehr als dreißig Jahre hinweg, Gedanke und Gefühl der Öffentlichkeit für das, was damals geschehen ist, wirksam zu mobilisieren. Der mit Vorliebe gegen alle Formen optischer Darbietung gerichtete Einwand, hier werde erst durch ein Medium, mit dem die Geschichtsschreibung unter keinen Umständen Schritt halten könne, das Interesse geweckt, verfängt nicht. Ein Interesse, das geweckt werden kann, ist auch vorhanden. Die Mittel, es zu aktivieren, gibt es immer.

Auch das Wort ist eines. Man muss es nur zu gebrauchen wissen. Vor allem muss man es gebrauchen wollen.

Nicht die Öffentlichkeit verharrt folglich störrisch beim „Abschied von der Geschichte“. Vielmehr hat die Geschichtswissenschaft die deutsche Öffentlichkeit aus ihrer Vorstellung verabschiedet und gibt sich selbstvergessen ihren akademischen Lüsten und Glasperlenspielen hin. Sie weiß nicht, dass sie ein Publikum hat, und lässt dessen Erwartungen immer wieder ins Leere laufen.

Dem engen Zirkel der Fachleute zugewendet, in ihre entrückten Nachdenklichkeiten vertieft, hegt sie einen heimlichen, wenn auch bemüht wirkenden Stolz für exklusive Auflagen und hält sich einiges auf den Staub der Bibliotheken zugute.

Die Neigung, sich der Öffentlichkeit zu entziehen, offenbart sich vor allem auf zweifache Weise. Die eine Gruppe der Historiker retiriert ins Spezialistentum und entwickelt eine Obsession für das zunehmend enger formulierte Thema. Gewiss wäre es unsinnig, den Wert der thematisch begrenzten Monographie, der einsichtsvermittelnden Detailuntersuchung zu bestreiten, es gibt von Bracher, Hillgruber, Jäckel, Nolte und anderen Werke von hohem, erkenntnisförderndem Rang darunter. Hinzu kommt, dass angesichts der besonderen Situation nach dem Untergang des Dritten Reiches viel an geduldiger Einzelarbeit geleistet werden musste, ehe für größere Arbeiten das Fundament bereitet war.

Aber dies ist eines; etwas ganz anderes jedoch ist jene Flut von Schriften mit bizarr überzogener Fragestellung, die sich mitunter wie die Produkte einer ebenso verlegenen wie phantasielosen Titelhuberei ausnehmen. Sie haben nichts zu tun mit der Erkundung der weißen Fläche im Geschichtsbild, sondern dehnen diese, durch thematische Verfehlung, eher noch weiter aus. Jacob Burckhardt hat gelegentlich über die Autoren solcher Mikrowissenschaft gesagt, sie wüssten nicht, wie lange ein Menschenleben dauere und wie viel Zeit ein Leser an dergleichen wenden könne. Streng genommen gar keine. Man solle bei der Abfassung einer Monographie, mahnte er, stets den „Agricola“ des Tacitus in Reichweite haben und sich einschärfen: je weitläufiger, desto vergänglicher. Ein englischer Historiker, so hat er warnend hinzugefügt, habe sich bei der selbstversunkenen Erforschung der schottischen Predigten des 17. und 18. Jahrhunderts eine Gehirnlähmung geholt.

Jedenfalls liegt in der Beschränkung aufs Kleinmeisterliche, die sich in der derzeitigen Zeitgeschichtsschreibung so großtut, einer der Gründe für die Entfremdung zwischen Geschichte und Öffentlichkeit. Eine ausufernde Studie über die Seeckt-Krise, über „Theorie und Praxis des sittlichen Lebens im Dritten Reich“ oder die Soziologie der S.A. im Emsland wird denjenigen nicht erreichen, dem der historische Zusammenhang alles dessen unbekannt ist; das heißt, dass die Detailstudie erst als Vorarbeit für umfangreichere Darstellungen ins Recht gesetzt wird.

Aber diese Darstellungen bleiben aus. Über das NS-Regime beispielsweise ist bis heute streng genommen keine umfassende Arbeit erschienen, die auch nur einen Teil der zahllosen Einzeluntersuchungen sachverständig verarbeitete. Der französische Historiker Fustel de Coulanges äußerte um 1800 vor seinen Hörern an der Sorbonne: „Nehmen Sie an, hundert Fachleute teilten unter sich die Vergangenheit Frankreichs auf, so dass jeder einen besonderen Abschnitt erhält. Glauben Sie wirklich, dass dabei am Ende eine Geschichte Frankreichs herauskommt? Ich bezweifle das sehr. Es wird dem Leser zumindest der Zusammenhang der Ereignisse fehlen. Aber auch dieser Zusammenhang ist eine geschichtliche Wahrheit.“

Das ist auch der Grund dafür, warum zum Beispiel die große Hitler-Biographie Alan Bullocks mehr zum Geschichtsverständnis der deutschen Öffentlichkeit beigetragen hat als alle die Hunderte von Einzeldarstellungen, die Jahr für Jahr erscheinen. Zwar haben viele von ihnen Bullocks Werk streckenweise überholt und auch dessen später leicht revidierte Hauptthese, dass der entscheidende Antrieb für die Laufbahn des Diktators der Hunger nach Macht gewesen sei, außer Kurs gesetzt. Aber eine überaus wichtige Einsicht vermittelt dieses Werk noch immer, und das vielleicht gerade des einen

oder anderen seiner Mängel wegen. Bullock hat es schon in den späten vierziger Jahren, bei vergleichsweise dürftiger Quellenlage zu schreiben begonnen, und kein Zweifel ist möglich, dass der Autor sich des Risikos, das er einging, nicht bewusst gewesen wäre.

Dass er es dennoch auf sich nahm, hatte mit seinem Sinn für das Bedürfnis der Zeitgenossen nach einer zusammenhängenden Deutung der Ereignisse zu tun, in dem zugleich das Bewusstsein des Historikers für seine Verantwortung lebendig ist. Wer nach den Motiven für die Blickverengung der deutschen Geschichtswissenschaft fragt, wird allenthalben auf eine tief eingewurzelte Scheu vor gerade diesem Wagnis stoßen. Rechtfertigend heißt es, man bedürfe noch weiterer Forschungen und Quellenfunde, ehe die größeren Darstellungen geschrieben werden könnten. Aber alle wissen, dass das Gegenteil richtig ist. Denn keine Epoche der Geschichte ist so breit dokumentiert wie die Zeit des Dritten Reiches oder selbst die der Weimarer Republik, und das Problem der Historiker besteht schon lange nicht mehr im Mangel, sondern in der nahezu unüberschaubaren Fülle des Materials. Waldemar Besson hat schon Ende der sechziger Jahre dazu aufgefordert, die Phase der Stoffbeschaffung endlich zu beenden und mit dem Versuch großer, interpretierender Zusammenfassungen zu beginnen. Die Forderung ist nicht aufgegriffen worden. Nach wie vor schaffen die Historiker Materialien zutage, die das Bild jener Zeit nicht spürbar verändern, sondern geradezu darauf angelegt scheinen, den Fisch im Wasser zu ersäufen.

Man muss wohl, will man den Ursachen für den herrschenden Kult des Bruchstücks auf den Grund kommen, einen Blick auf den Universitätsbetrieb werfen. Die Ausbildung der deutschen Historiker erfolgt noch immer ausschließlich nach Gesichtspunkten der wissenschaftlichen Akribie. Dagegen ist im Grunde nichts einzuwenden. Aber täuscht man sich wirklich in der Annahme, dass viele der Kleindetailabhandlungen, wie sie vor allem die Promotionspraxis beherrschen, nur in Auftrag gegeben werden, um Zubringerdienste für die nachfolgenden Detailabhandlungen der Professoren zu leisten? Jedenfalls wird in dieser Art von universitärem Dienstleistungsbetrieb, der vielfach noch immer besteht, von früh auf alles erstickt, was den wirklichen Historiker ausmacht: Überblick, Assoziationsvermögen, der Sinn für Zusammenhänge, Urteilskraft sowie schließlich auch die schriftstellerische Qualität; stattdessen wird eine Enge und Fußnotenseligkeit vermittelt, die ihre absurde Pedanterie zum selbstlosen Dienst an der Wissenschaft stilisiert.

Das Unvermögen, Zusammenhänge zu erfassen, hat inzwischen auch den Schulunterricht erreicht, jedenfalls sofern die Geschichte als Unterrichtsfach nicht überhaupt beseitigt und beispielsweise, wie in Berlin, durch die so genannte Politische Weltkunde ersetzt ist oder im Rahmen der Oberstufenreform überhaupt abgewählt werden kann. Es ist nicht mehr als ein pädagogischer Gemeinplatz, dass der fehlende Überblick das Geschichtsverständnis überaus erschwert. Erst vor dem Panorama einer ganzen Epoche entwickelt sich der Sinn fürs Detail und das Interesse daran. Im heute vielfach betriebenen so genannten problemorientierten Geschichtsunterricht, der sich nur noch einzelne „relevante“ Aspekte aus dem Gesamtbild herausgreift und hintergrundlos durch die Zeiten verfolgt, ist die Verhinderung geschichtlichen Verstehens geradezu institutionalisiert worden. Hinzu kommt, dass dies alles meist im Zeichen einer der Emanzipations- und Entlarvungstheorien erfolgt, wie sie die ideologische Mode derzeit anbietet und die den freilich unstreitigen Vorzug haben, die Antwort meist schon in der Fragestellung mitzuliefern. Ihre Wortführer behaupten, die Schüler zureichender auf die Probleme und Entscheidungslagen vorzubereiten, denen sie sich gegenübersehen werden. Doch indem man die Geschichte auf das gegenwärtig richtig und wichtig Erscheinende einengt, fixiert man zugleich das Bild der Zukunft, während dies selber alle Offenheit einbüßt und zur bloßen Projektion gegenwärtiger Bewusstseinszustände erstarrt. Am Ende wird dann Geschichte nur noch instrumental zur Indoktrination für vordergründige politische Zwecke benutzt – oder aber einfach verdrängt.

Diese Methode spiegelt, wenn auch vielfach gebrochen, einen Richtungs-

streit wider, der seit geraumer Zeit entbrannt ist. Ungeachtet aller geschichtstheoretischen Kontroversen im Verlauf der Vergangenheit hat es selten eine so heftige und anhaltende Auseinandersetzung über die tauglichste historische Methode gegeben wie in unserer Zeit. Doch so wichtig diese Frage ist, drängt sich nicht selten der Eindruck auf, hier stünden sich zwei Widersacher in der am Ende doch gemeinsamen Absicht gegenüber, immer aufs Neue, mit ständig sich wiederholenden Argumenten, die Überlegenheit der eigenen Theorie zu begründen, um dem Beweis in der Praxis zu entkommen. Jedenfalls bleiben die Werke, die doch die eigentlich überzeugenden Belege für den Vorzug der einen oder anderen Auffassung wären, angesichts der homerischen Leidenschaft, mit der die Streitenden einander gegenüberstehen, ungeschrieben. Unnötig zu sagen, dass der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit, in dem sich die Vertreter der traditionellen und der sozialgeschichtlichen Richtung gegenüberstehen, selbst dem historisch interessierten Publikum unendlich fern ist. Der Verdacht meldet sich daher auch, dieser ganze Methodenstreit sei, neben dem Rückzug ins Spezialistentum, hier wie dort vor allem als Methode interessant, sich den Ansprüchen und Bedürfnissen der Öffentlichkeit zu entziehen.

Ich will darum kurz sagen, worum es geht. Die eine Seite behauptet, dass sich die Wahrheit der Authentizität der Geschichte vor allem in den sozialen Verhältnissen erfassen lasse, während die andere auf dem Vorrang der politischen Geschichte, der Geschichte der Mächte, Staaten, geistigen Strömungen etc. beharrt.

Zweifellos zutreffend ist, dass soziale Erscheinungen, wirtschaftliche Faktoren, strukturelle Daten, nicht zuletzt mit dem Beginn der Industriellen Revolution, zunehmend an Bedeutung gewonnen haben – wie in der Realität, so auch im Verständnis dessen, was Geschichte ist. Und unstrittig hat auch die Verlängerung sozialgeschichtlicher Fragestellungen in die weitere Vergangenheit hinein der Erkenntnis voraufgegangener Epochen neue Zugänge eröffnet. Aber, so muss man auch sagen, diese Aspekte revolutionieren die Geschichtsschreibung nicht, sie liefern ihr nur zusätzliches, reicheres Material. Gleichzeitig erweitern sie die historische Darstellung und erschweren sie damit. Sie sind eine zusätzliche Herausforderung an den Historiker, nicht mehr und nicht weniger.

Keine neuartige Herausforderung im Übrigen. Materielle Interessen und soziale Phänomene sind von aller jüngeren Geschichtsschreibung als antreibendes Element erkannt und berücksichtigt worden, man kann für Deutschland die Namen Lamprecht, Schmoller oder Hinze nennen, für Amerika Charles Beard und die Schule der New History, für Frankreich bis auf Hippolyte Taine zurückgehen – doch haben die Historiker meist diese „Trivialität als Trivialität“ betrachtet und sie nicht „zur umwälzenden Entdeckung“ aufgespreizt, wie Ernst Nolte zutreffend bemerkt hat. Räumt man indessen dieser Betrachtungsweise im Zeichen der „Gesellschaftsgeschichte“ den Vorrang vor allen übrigen ein, verschärft und verengt man sie noch durch konsequent strukturanalytische Ansätze und verbindet die Darstellung gar mit dem „Interesse an emanzipatorischen Entwicklungsprozessen, an der Durchleuchtung der Widerstände gegen sie und an der Vermehrung ihrer Durchsetzungschancen“, wie man beispielsweise, in programmatischem Tonfall, bei Hans-Ulrich Wehler lesen kann, so geht man ihrer offensichtlichen Vorzüge leicht verlustig.

Vor allem gerät die unverzichtbare Vielfalt historischer Perspektiven aus dem Blick. Auch der Einsicht werden Schranken gesetzt. Ein Phänomen wie der Nationalsozialismus beispielsweise oder gar die Figur Hitlers können gesellschaftshistorisch allein sicher nicht zureichend begreiflich gemacht werden. Gewiss, die Weltwirtschaftskrise, das Dilemma des demokratischen Parteiensystems, die soziale Dynamik der S.A. oder die Prozesse sozialer Umschichtung: Das alles und anderes mehr liegt allzu deutlich zutage, als dass es für Aufstieg und Machteroberungsprozess Hitlers außer Betracht bleiben könnte. Die Rassenpolitik des Regimes jedoch mit ihrer Endlösungsmanie, sein radikaler Kriegs- und Katastrophenwille oder seine späte Untergangseuphorie: durchweg Elemente, die ebenso zum Verständnis des Ganzen,

sogar zu dessen innerstem Wesen gehören, bleiben bei diesem methodischen Ansatz unerklärbar. Sicherlich ist die Geschichte nicht eine einzige Abfolge von Haupt- und Staatsaktionen, oder, fachlich ausgedrückt, sie erschöpft sich nicht in der engeren politischen Geschichte; auch lässt sie sich nicht als das offene Manövrier- und Aktionsfeld so genannter großer Männer verstehen, die als freischwebende Willensenergien den Weltenlauf auf Bahnen stoßen, die Willkür oder Wahnwitz ihnen soufflieren.

Aber das darf man nicht, wie häufig, bis zur radikalen Entpersonalisierung historischer Vorgänge treiben. Denn nach wie vor, allen wohlbegründeten Theorien zum Trotz, interessiert den Menschen nichts so sehr wie der Mensch. Bezeichnenderweise gewinnt der Geschichtsverlauf in den scharf nachgezeichneten Strukturanalysen häufig einen unverkennbar konstruierten Charakter. Die Widersprüchlichkeiten, die jeder Entwicklung innewohnen, die Zufälle, Unberechenbarkeiten, kurz: die Freiheit im Verhalten kommt dabei abhanden, und was immer geschieht, scheint einem verborgenen Gesetz zu gehorchen. In begriffliche Zusammenhänge gezwängt, wirken die Ereignisse eigentümlich determiniert, und mitunter stellt sich der Eindruck her, der alte Schicksalsbegriff tauche hier in rationalistischem Aufputz wieder auf.

Das ist denn auch das eigentliche Dilemma der sozialgeschichtlichen Methode: Ihre Vertreter wissen fast durchweg nichts vom Menschen, von denen, die man groß nennen mag, so wenig wie von den kleinen. Es steht, geht man der Sache auf den Grund, eine ganz und gar absurde Anthropologie hinter dieser Auffassung. Sie reduziert den Menschen zum Bündel mechanischer Reize auf das jeweils erkannte materielle Interesse. Doch bedarf es keiner großen psychologischen Einsicht, um zu erkennen, dass die Menschen sich nur selten am unmittelbaren, krassen Vorteil orientieren. Denn oft erkennen sie ihr Interesse nicht, oft handeln sie auch geradezu dagegen: aus Angst, Liebe, Hass, Hingabebereitschaft oder aus Gründen, sei es der Moral, sei es der Perversion von Moral. Immer sind ihre Motive verschlungen, widersprüchlich, oft rätselhaft, wäre es anders, benötigte man keine Psychologie, sondern nur eine Art Reaktionsphysik. Das Unvermögen der konsequent betriebenen Sozialgeschichte, die komplexe Natur des Menschen zu erkennen, bewirkt eine geisterhafte Leere in nahezu allen ihren Arbeiten. „Man spielt hier den Hamlet ohne den Prinzen von Dänemark“, hat Golo Mann einmal geäußert – und es machte gerade Erfolg und Wirkung mancher, unter streng fachlichem Aspekt vielleicht problematischen Auseinandersetzung mit der Hitlerzeit aus, dass man hier den Prinzen wieder auf die Bühne und vor die Zuschauer stellte, und Ophelia, die Königin, Rosenkranz, Guldenstern und den Geist des ermordeten Vaters auch.

Bezeichnenderweise gilt die äußerste Geringschätzung der sozialgeschichtlichen Schule der so genannten Ereignisgeschichte, der erzählenden Darstellung historischer Zusammenhänge. Alle wahrhaft moderne Geschichtsbetrachtung, so lautet die Begründung, zielt vor allem auf Analyse und Kritik. Und tatsächlich sind die Hervorbringungen zahlreicher Sozialhistoriker oft weniger Geschichtsschreibung als kritische Gutachten zur Geschichte. Aber die Frage ist, ob sich dahinter nicht ein grandioses Missverständnis verbirgt; ob nicht eine historische Betrachtungsweise, die den Radius ihres Interesses auf wirtschaftliche und soziale Aspekte verengt, die Verhältnisse in der ökonomisch dominierten Bundesrepublik genauer spiegelt, als ihr selber bewusst ist, so dass sie eher als Ausdruck affirmativer Tendenzen im Gewande der Kritik gelten kann und ebenjenen Zustand offenbart, als dessen Widerpart sie sich aufführt.

Die moderne Geschichte habe die Aufgabe, war unlängst zu lesen, der gesamten Vergangenheit den Prozess zu machen. Es steht ein naives Bedürfnis nach intakter, „richtiger“, nach Gegengeschichte hinter solchen Vorstellungen: Es geht nicht um die Beschreibung und Analyse dessen, was nach bestem, auch kritischem Verständnis sich ereignete, sondern was sich eigentlich hätte ereignen sollen. Einen Zusammenhang verstehen zu wollen heißt danach fast schon, den Beruf zum Historiker zu verraten. Und es ist die Haltung, aus der die Abneigung gegen die erzählende Geschichte kommt: Wer

erzählt, lasse sich immer schon halben Wegs auf die Zeit, die Menschen und die Voraussetzungen ihres Verhaltens ein, die Erzählung korrumpiere das strenge Urteil – auf diese, eingeständenermaßen zugespitzte Formel ließe sich das Motiv der radikaleren Vertreter der sozialanalytischen Schule für das Verdikt über die herkömmliche Darstellungsweise bringen.

Aber wirkliche Geschichtsschreibung ist immer erzählend, alles andere ist nur Material- und Schlepperdienst. Ranke hat einmal bewundernd eingeräumt, dass die Art, in der Walter Scott historische Romane schrieb, doch der Geschichte am ehesten gerecht werde. Gewiss bedarf das mancherlei Einschränkungen. Die Darstellung historischer Abläufe kann unterdessen auf analysierende Ausgriffe und statistische Daten nicht mehr verzichten. Aber wenn es um Verbreitung von Erkenntnissen, um Bewusstmachungsprozesse geht, wenn also Geschichtsschreibung sich an ein Publikum wenden soll, kommt es entscheidend darauf an, die Zahlen zum Leben zu erwecken und aus den toten Diagrammen Funken der Einsicht zutage zu fördern. Die statistischen Kolonnen dagegen, die Zahlenhaufen, die viele Sozialhistoriker, wirr und selbstgefällig, vor dem Leser ausschütten, dokumentieren nicht mehr als einen subalternen Fleiß, der sich nicht über sein Material zu erheben vermag. Schreiben heißt immer auch Weglassen, aus dem tausendfältigen Geflecht verworrener Zusammenhänge herauszufinden und ordnend ins Gleichgewicht zu bringen, was sich zum möglichst authentischen und anschaulichen Bild zusammenfügt. Manche Leute seien verblüfft darüber, hat Mommsen im Blick auf seine Darstellungsweise bei Gelegenheit bemerkt, dass „ein Autor seine Gelehrsamkeit auch einmal in die Tasche stecken kann und nicht immer den Rock mit den Nähten auswendig trägt“.

Will man der „Krise der Geschichte“, die nach alledem ganz offenbar eine Krise der Geschichtsschreibung ist, entgegenwirken, so lohnt es sich überhaupt, einen Blick auf die große Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu werfen. Denn sie besaß, was der heutigen in so stupendem Maße abhanden gekommen und der wohl ausschlaggebende Grund für deren Entfremdung von der Öffentlichkeit ist: humane Neugier sowie den Sinn für die literarische Dimension aller Historiographie. Man übertreibt kaum mit der Behauptung, dass die bedeutende deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ganz überwiegend Gelehrtenprosa ist; die Prosa vor allem von Historikern.

Der Hinweis ist nötig wegen des umlaufenden Vorurteils, dass es unmöglich sei, exakt und gleichzeitig gut zu schreiben; dass Literatur die Wissenschaft ruiniere, weil beider Kriterien höchst gegensätzlich seien. Die eine orientiere sich an der Sache, die andere an der Form; diese frage nach dem Richtigen, jene nach dem Schönen. Die Wissenschaft vermittele Informationen, die Literatur benutze diese nur.

Solche Gegensatzpaare, so zutreffend sie an sich sind, bringen aber nur die unterschiedlichen Ausgangspunkte zum Vorschein. Sie gelten in dieser abstrakten Schärfe überdies am wenigsten für die Geschichtswissenschaft, der es gerade nicht nur um die dürre Information, sondern um die Vermittlung aufschließender Erkenntnis bei einem ausgedehnten Adressatenkreis geht. Das eben ist es, was die Geschichte zur Humanwissenschaft schlechthin macht.

In der Sprachlosigkeit der Historiker aber spiegelt sich jenes tiefe Desinteresse am Menschen, das die Arbeiten selber dokumentieren, noch einmal gegenüber der Umwelt. Der heute viel gehörte Satz, dass der Stil die Wissenschaft zugrunde richte, ist zuletzt nichts anderes als das Vorurteil einer hoch subventionierten Akademikerkultur, deren Nutznießer es sich leisten können, ihr Publikum gering zu achten und das eigene Metier in der Art von Geheimbündlern zu betreiben. Denn was sich „Wissenschaft“ nennt und hochtrabend auf angeblich entsagungsvolle sprachliche Nüchternheit pocht, ist meist kaum etwas anderes als nicht realisierter Stil. Der Jargon, der sich in der Sozialgeschichtsschreibung inzwischen durchgesetzt hat, die Suada der Codewörter, das tote Klappern unverarbeiteter Statistiken – das alles macht die Geschichte zunehmend esoterischer und errichtet unübersteigbare Barrieren zu jenem breiten Publikum, dessen Bewusstseinsweiterung paradoxerweise zur Rechtfertigung jener Methode herhalten muss. Die so genannte Emanzi-

pation der Massen und deren Geringschätzung gehen irritationslos Hand in Hand. Am Ende steht nicht Erkenntnis, sondern Verwirrung, und der Gegenstand ist nicht reif zum Begreifen, sondern nur zerstört.

Der wohl bedeutendste französische Sozialhistoriker dieses Jahrhunderts, Marc Bloch, hat in einer seiner Arbeiten davor gewarnt, der Geschichtsschreibung ihren „Anteil an Poesie“ zu entziehen. Die Historie könne und müsse die Empfindung ebenso sehr befriedigen wie den Verstand und alle Anstrengung darauf richten, das dürre Material, die Texte, Dokumente, Werkzeuge und Bilder, die uns überliefert sind, lebendig zu machen. Der wahre Historiker, schrieb er, gleiche dem Menschenfresser im Märchen: Wo immer er Leben wittere, da suche er seine Beute.

Schlägt man, eher beiläufig, nach Art der Bibelstecher, eine der neueren sozialgeschichtlichen Arbeiten auf, so liest man beispielsweise über die Programmdiskussion innerhalb der deutschen Sozialdemokratischen Partei vor dem Ersten Weltkrieg: „Der Prozess sozialer Emanzipation des Proletariats wurde nicht in der dialektischen Entfaltung von Produktionskräften und Produktionsverhältnissen angelegt; vielmehr wurde den technischen Produktivkräften eine Qualität immanenter Selbstorganisation unterstellt, die den Prozess der sozialen Revolution wohl fördern, nicht aber initiieren könne.“ Das ist, wiewohl es extremere Beispiele gibt, die Parodie, die sich für die Sache selber hält.

Die Sache selber aber lautet beispielsweise so – und ich wähle mit Bedacht das Beispiel eines abstrakten oder jedenfalls nicht erzählenden, nicht auf Anschauungsvermittlung gerichteten Textes aus der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Es ist eine Stelle aus dem fünften Buch von Mommsens „Römischer Geschichte“, in der er Rang und Größe des römischen Zivilisationsgedankens in der nachaugusteischen Zeit beschreibt.

„Die Führung des Weltregiments“, heißt es da, „ist selten so lange in geordneter Folge verblieben ... trotz allem Wechsel der Dynastien und der Dynasten ... Das eben ist das Großartige dieser Jahrhunderte, dass das einmal angelegte Werk, die Durchführung der lateinisch-griechischen Zivilisierung der Welt ... diese lange Frist und diesen Frieden zu Lande und zur See gefunden hat. Das Greisenalter vermag nicht neue Gedanken und schöpferische Tätigkeit zu entwickeln, und das hat auch das römische Kaiserregiment nicht getan; aber es hat ... den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt, als es irgendeiner anderen Vormacht je gelungen ist. In den Ackerstädten Afrikas, in den Winzerheimstätten an der Mosel, in den blühenden Ortschaften der lykischen Gebirge und des syrischen Wüstenrandes ist die Arbeit der Kaiserzeit zu suchen und auch zu finden. Noch heute gibt es manche Landschaft des Orients wie des Okzidents, für welche die Kaiserzeit den an sich sehr bescheidenen, aber doch vorher wie nachher nie erreichten Höhepunkt des guten Regiments bezeichnet; und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen sollte, ob das von Severus Antonius beherrschte Gebiet damals oder heute mit größerem Verstand und mit größerer Humanität regiert worden ist, ob Gesittung und Völkerglück im Allgemeinen seitdem vorwärts- oder zurückgegangen sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunsten der Gegenwart ausfallen würde.“

Aller Geschichtsschreibung, die den Namen verdient, geht es darum, dem gesamten Erkenntnismaterial einer Zeit Ordnung, Zusammenhang und Form zu geben in dem Bewusstsein, dass jedes Werk auf Öffentlichkeit zielt. Auch die Darstellung geschichtlicher Zusammenhänge hat ihre dramaturgischen Regeln; denn Dramaturgie ist nichts anderes als die Organisation des Stoffs mit dem Ziel, sich dem Leser begreiflich zu machen und ihm die intendierten Einsichten zu vermitteln. Ein Kapitel hat einen Anfang, es bedarf der Höhepunkte, die aus der kalkulierten Mischung der Elemente, der Perspektiven und der Tonlagen erwachsen; es enthält Detailstudien so gut wie überblickende Passagen, Strukturuntersuchungen, Porträts, typologische Betrachtungen oder quellenkritische Erwägungen – dies alles durch Sprache gebunden zu dem, was Stil heißt und eben nicht bildungsbürgerliche Zutat ist, sondern zu den Voraussetzungen vermittelter Erkenntnis, das heißt der Wissenschaft selber, zählt. „In dem Maß, wie er Kunst hervorbringt, ist der Historiker kein

Künstler, sondern vollkommener Historiker“, hat Siegfried Kracauer diesen Anspruch formuliert. Und ein Kapitel muss einen Schluss haben, dem Akt-schluss eines Schauspiels vergleichbar.

Auch diese Kunst hat Theodor Mommsen wie kaum ein anderer Historiker beherrscht. Das 9. Kapitel des Dritten Buches der „Römischen Geschichte“ beschließt er mit einem Porträt des Publius Scipio, des Siegers von Zama, der Spanien, Nordafrika und weite asiatische Gebiete für Rom erobert hatte, ehe er verbittert in freiwillige Verbannung ging. Es heißt da: „Sein stolzer Sinn, seine Meinung, ein anderer und besserer zu sein ... als die übrigen Menschen, seine sehr entschiedene Familienpolitik, die namentlich in seinem Bruder Lucius den widerwärtigen Strohmann eines Helden großzog, das alles verletzte viele und dies nicht ohne Grund. Wie der echte Stolz das Herz beschirmt, so legt die Hoffart es jedem Schlag und jedem Nadelstich bloß und zerfrisst auch den ursprünglichen Hochsinn. Überall aber gehört es zur Eigentümlichkeit solcher ... aus echtem Gold und schimmerndem Flitter seltsam gemischter Naturen, wie Scipio eine war, dass sie des Glücks und des Glanzes der Jugend bedürfen, um ihren Zauber zu üben – und dass, wenn dieser Zauber zu schwinden anfängt, unter allen am schmerzlichsten der Zauberer selbst erwacht.“

Das ist unübertrefflich. Um aber Missverständnissen vorzubeugen, sollte hinzugefügt werden, dass es nicht um das Ansinnen geht, „wie Mommsen“ zu schreiben. Niemand kann das. Gemeint ist die in alledem sich bekundende Haltung äußersten Respekts vor dem Leser. Er habe mit der Darstellung vor allem deshalb „gerungen“, hat Mommsen später bemerkt, weil er ein größeres Publikum erreichen wollte, und aus ebendiesem Grunde hat er seine Freunde wiederholt gebeten, ihm stilistische Flüchtigkeiten zu notieren und Kritik an der Lesbarkeit seines Werkes zu üben. Der besseren Verständlichkeit zuliebe schreckte er sogar nicht davor zurück, von römischen „Generälen“, von „Bürgermeistern“, „Junkern“, „Parteien“ oder „Kapitalisten“ zu sprechen. Als ihm dies verschiedentlich vorgehalten wurde, hat er entgegnet: „Es gilt doch vor allem, die Alten lebendig zu machen, sie von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, in die reale Welt, wo gebaut und gelebt, gesägt und gehämmert, phantasiert und gezweifelt wird, zu versetzen – darum musste der Konsul ein Bürgermeister werden undso weiter. Es mag zuviel geschehen sein; glauben Sie nicht, dass ich eigensinnig gegen den Einwand mich opponiere. Aber meine Intention, denke ich, ist rein und richtig; die möchte ich auch vertreten.“

Vielleicht ist es kein Zufall, dass Mommsen nicht eigentlich Historiker war, sondern Jurist, Lehrer für Römisches Recht. Täuscht die Vermutung, dass mit ihm die Rolle der Außenseiter in der modernen Geschichtsschreibung beginnt, die allein noch ein Publikum kennen und darum auch besitzen? Jedenfalls stammen nahezu alle Versuche, die Geschichte der vergangenen fünfzig, sechzig Jahre oder doch größere Phasen davon im Zusammenhang oder unter einem übergreifenden Interpretationsansatz darzustellen, von Historikern, die dem Wissenschaftsbereich nicht angehören – die zwei oder drei Ausnahmen, die es auch gibt, einmal unberücksichtigt gelassen.

Weit über tausend Historiker arbeiten in der Bundesrepublik allein im Bereich der so genannten Zeitgeschichte, und man fragt sich, was sie tun. Zwei von ihnen haben unlängst gemeinsam eine Studie über Albert Speers Straßenlaternen von 1938 verfasst. So ist vieles. Aber findet sich keiner unter ihnen, der die darstellerische Kraft und wohl auch den Mut besitzt, um auf die Herausforderung zu reagieren, dass wir in der Gesamtdarstellung der Weimarer Republik noch immer auf die dreißig Jahre alte, gewiss bemerkenswerte Arbeit von Erich Eyck – einem Juristen übrigens – angewiesen sind, beziehungsweise auf die vorzeitig abbrechende Darstellung von Arthur Rosenberg – dieser übrigens ein Althistoriker?

In München existiert, in einem pompösen, mit allem Aufwand ausgestatteten Betonbau, das Institut für Zeitgeschichte. Es verfügt über die denkbar umfangreichsten Archive und Materialien und beschäftigt rund zwanzig ausgebildete Historiker. Niemand wird die Verdienste des Instituts in Frage stellen. Es liefert Gutachten, erteilt Auskünfte und hat bedeutende Editionen ver-

öffentlich. Es hat uns auch über den kroatischen Ustascha-Staat, über das Reichskommissariat Niederlande oder gewisse „Einigungsbestrebungen im Kalkül der deutschen Wirtschaft und Politik von 1925 bis 1933“ höchst wichtige Einzeluntersuchungen zur Verfügung gestellt. Aber keine Geschichte über den Staat Hitlers, die diesen Namen verdiente, keine der Zwischenkriegsepochen, keine des Zweiten Weltkriegs, keine der so genannten Endlösung, und was erschienen ist, geht über eine dürre Mitteilungsprosa, in der das Oberseminar seine stilbildende Kraft demonstriert, kaum je hinaus.

Zu den Ursachen des Krisenbildes, das sich aus alledem ergibt, soll auch zählen, dass der Geschichte der übergreifende Sinnzusammenhang verloren gegangen ist. Für die Historiker des 19. Jahrhunderts war sie in der Tat noch „der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit“ oder der Entfaltungsbereich sittlicher Kräfte. Und es ist sicherlich richtig, dass vergleichbare Vorstellungen, die dem Historiker Orientierungspunkte und Perspektiven an die Hand geben, nicht mehr bestehen. Allenfalls von Vertretern der strukturanalytischen Richtung kann man Hoffnungen hören, mit Hilfe ihrer Wissenschaft ließen sich, würde sie nur den exakten Wissenschaften weiter angenähert, instrumentale Hinweise für die Bewältigung zahlreicher Gegenwartsprobleme entwickeln. Doch schon im zweiten Jahrhundert vor Chr. hat der Historiker Polybios die gleichen Hoffnungen genährt: Er widmete sich vor allem der jüngeren Geschichte, schrieb er, „da Wissenschaft und Technik in unserer Zeit einen solchen Aufschwung genommen haben, dass man alles, was, in welcher Lage auch immer, an uns herantreten mag, gleichsam methodisch bewältigen kann“. Das tiefe Missverständnis, dass die Menschen gleichsam die Puppen der jeweiligen Strukturen und alle Probleme ausschließlich gesellschaftlicher Natur seien, sie folglich auch mit strukturellen Eingriffen gelöst werden könnten, ist hier schon mit dem ganzen Gestus wissenschaftsgläubiger Gewissheit formuliert. Die seither vergangene Geschichte hat diese Gewissheit aber immer aufs Neue dementiert.

Inzwischen sind andere, verlässlicher scheinende Gewissheiten zerstört, und nicht auszuschließen ist, dass die Krise der Geschichtswissenschaft diesen Vorgang reflektiert. Das Bewusstsein der Gegenwart ist beherrscht von dem Gefühl, ungesteuerten, auch undeutbaren Prozessen ausgeliefert zu sein. Der Zusammenbruch des europäischen Staatensystems, der Aufstieg neuer Mächte, die weltweit registrierbaren kulturellen und sozialen Auflösungsprozesse, die Zerstörung der Umwelt, der Niedergang der traditionellen Religionen: Das alles und vieles mehr lässt kaum noch die Frage zu, welche Kräfte da am Werke sind, woher sie kommen und wohin sie drängen. Kein fester Standort jedenfalls ist denkbar, kein Wille, kein Gesetz erkennbar, nach dem sich das alles vollzieht; schließlich auch kein Sinn.

Die Frage ist aber, ob der Historiker solcher Gewissheiten überhaupt bedarf. Viel eher scheint zutreffend, dass das stärkere oder schwächere Bewusstsein eines Sinnes in der überschaubaren Geschichtsschreibung kaum etwas anderes bewirkt hat, als einem Werk die bestimmte Farbe hinzuzufügen, während es für sein Zustandekommen gänzlich belanglos war. Der englische Historiker Edward Gibbon oder Jacob Burckhardt schrieben aus pessimistischem Geist und erfüllt von Untergangsstimmungen, und Treitschke wiederum erfand der preußischen Geschichte kurzerhand einen „Sinn“, als er in ihr selber keinen fand: nämlich den der Einigung Deutschlands und den von Preußens Berufung zur Macht. Tatsächlich läge es für den wirklichen Historiker auch näher, sich vom Sinnverlust der Geschichte weniger entmutigen als vielmehr stimulieren und zur Suche, wenn nicht nach einem „Gesetz“ oder „Sinn“, so doch nach übergreifenden Vorstellungen beflügeln zu lassen. Denn aller Beschäftigung mit der Geschichte liegt ein Bedürfnis nach Selbstverständigung zugrunde, der Anfang ist immer Unsicherheit. Viel eher ist daher zu vermuten, dass die gegenwärtige Krise nicht zuletzt damit zu tun hat, dass weitaus zu viele nur zu genau wissen, wo sie stehen: nämlich nahe beim Sozialstaat oder bei einer der couranten Ideologien – und das eine wie das andere, so muss man befürchten, enthebt sie gerade aller produktiven Unsicherheit.

Von Hochschullehrern aller Fachrichtungen kann man bewegte, wenn auch

ratlose Klagen hören über die Lethargie zahlreicher Studenten, ihre falschen Anspruchshaltungen, den abhanden gekommenen Leistungswillen. Das mag vielfach nicht unzutreffend sein, doch erklärt es schwerlich die gestörte Verbindung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, zumal die Professoren selber in diesen Kontaktbruch einbezogen sind. Viel eher hat es, sucht man nach den allgemeinen Gründen, mit der gesellschaftlichen Isolierung der Universitäten zu tun, dem insularen Sonderbewusstsein, das sich in ihnen entwickelt und das, in unterschiedlichen Erscheinungsformen, einen verbreiteten Realitätsverlust zur Folge hat. Doch bevor man solche ins Weite und damit auch Ungenaue entschwindende Überlegungen anstellt, sollte man greifbare Missstände benennen. Wenn die Überlegung richtig ist, dass man weniger von einer Krise der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne als vielmehr von einer Krise im Ausdrucks- und Verständigungswillen der Historiker zu sprechen hat, muss man zum Beispiel auf die fatale Praxis der Kollektivreferate verweisen, wo mehrere Studenten gemeinsam eine Arbeit vorlegen, eine Praxis, durch die alle formale Anstrengung von Beginn an verhindert wird. In die gleiche Richtung wirkt das Institut des Laufbahnprofessors, die Möglichkeit der hartnäckig ersessenen Karriere.

Statt über Publikationen zu Ruf und Geltung zu gelangen, konzentrieren zahlreiche junge Akademiker sich, angesichts der härter gewordenen Konkurrenzlage, schon frühzeitig auf den universitären Macht- und Positionskampf mit dem Ziel einer beamteten Stellung. Die Maxime des angelsächsischen Wissenschaftsbetriebs „Publish or perish!“ ist hier ersetzt durch die Devise „Struggle or perish!“. Wer sich in seinen produktivsten Jahren einige Zeit lang für eine größere Arbeit aus dem Universitätsbetrieb zurückzieht, muss fürchten, alles zu verlieren, worauf er seine Zukunft bauen will: Beziehungen, Einfluss, Anwartschaften.

So wirken viele Ursachen zu dem Befund zusammen, den wir zu beklagen haben: der tiefen Entfremdung von Geschichtsschreibung und Öffentlichkeit. Entscheidend wird sein, ob die Historiker wieder den von Marc Bloch beschworenen „Anteil an Poesie“ entdecken, der in aller Wissenschaft auch enthalten ist, und ein Bewusstsein dafür entwickeln, an der Literatur als einer geselligen Einrichtung teilzunehmen. Solange die Öffentlichkeit im „Abschied von der Geschichte“ verharrte, mochte man die Risiken einer verstummten oder doch sprachlos gewordenen Geschichtsschreibung vergleichsweise gering veranschlagen.

Doch mit dem wiedererwachten historischen Interesse wächst auch die Gefahr, dass das im Stich gelassene öffentliche Bewusstsein irreführende Geschichtsbilder entwickelt. Der Blick in die jüngere Vergangenheit lehrt, dass nichts so viel Unglück, so viel Terror und Schrecken heraufbeschworen hat, wie falsches historisches Bewusstsein. Denn die Geschichte ist, wie Paul Valéry geäußert hat, „das gefährlichste Gebräu, welches das Laboratorium des menschlichen Gehirns hervorgebracht hat“, weil sie „die Menschen zu Träumern macht, sie berauscht, ihr Gedächtnis zersetzt und ihre Reaktionen überspannt“.

Die Folgen verschwiegener, verfälschter Erinnerungen sind für das Bewusstsein der Völker verheerend. Es zählt zu den Eigentümlichkeiten der Geschichte, dass die Gefahren, die aus ihrem Verlust oder der ideologischen Verzeichnung historischer Tatbestände resultieren, weitaus bedrohlicher sind als der Nutzen, den sie bestenfalls erbringen kann. Das gerade begründet jene Verantwortung, der die Historiker sich so häufig entziehen. Die Geschichte ist keine praktische Wissenschaft und kann uns in der Tat nicht klug für den Augenblick machen, das heißt Verhaltensregeln für Entscheidungslagen auf politisch-sozialem Feld verschaffen. Aus der Bemühung, die sie abverlangt, erwachsen am Ende, neben der bloßen Vergegenwärtigungslust, nur einige höchst einfache Einsichten: in Versagen und Behauptung, Interessenkämpfe und Machtbedürfnisse, in Blindheit, Widerstand und Angst der Menschen, die vor uns waren; in das Richtige und Falsche. Das ist nicht viel, gewiss. Aber jeder kann es erkennen; und mehr als solche simplen Einsichten sind am Ende auch nicht vonnöten, um ein Wort von Hannah Arendt abzuwandeln, damit diese Welt ein Ort bleibt, wo Menschen wohnen können. ■